

# Gut aufgehoben

Über Katharina Schillings Malerei

In einer der berühmtesten Szenen der Filmgeschichte werden leuchtende Kleidungsstücke, undefinierbare Materialsplinter und Möbelteile durch den Himmel des kalifornischen Death Valleys geschleudert. Zeitungen, Blumen, Milchflaschen und zerfetzte Lebensmittel schweben in schier endloser Zeitlupe durch das gleissende Blau. Ein Haus ist explodiert. Dagegen läuft der erst langsame, dann schreiende Sound von Pink Floyd an, der irgendwann abrupt abbricht. *Zabriskie Point*.

Die Gegenstände in Katharina Schillings Gemälden schweben unter keinen Umständen als Folge einer Explosion im Bildraum. Davon zeugt schon ihre Unversehrtheit. Schattenlos heben sich fragile Vasen, Radiergummis, flauschige Schwämme und eine gelbe Sternfrucht deutlich von blassen, aber nie zittrigen Hintergründen ab, deren Farben und Strukturen mehr von ihrer eigenen Unabhängigkeit erzählen als von den Objekten in ihrer Mitte. Ausgangspunkt der konzentrierten Kompositionen sind verschiedene Gegenstände aus Museum, Alltagswelt und Popkultur. Zuerst fällt auf, wie ungern sich die Objekte als Malerei zu erkennen geben. Man möchte alles anfassen, die Glätte und Kälte der Materialien spüren, in die Früchte beißen, sie schmecken. Nichts scheint weiter weg zu sein als ein Decodierungsimperativ und das angestrengte Wischen über Mobiltelefone. Es gibt keine Scherben, keine Sprünge, keine Schwere – und dennoch ein Spiel mit dem Akt des Erkennens. Die Entfernung von den politischen Dimensionen der Sujets ist gewollt. Wohin verweist diese scheinbare Leichtigkeit des Seins?

Die Objekte sind ihren ursprünglichen Ordnungssystemen entzogen und in einen neuen Kontext "geworfen". Die Ordnung im Bildraum und die Aufhebung der Schwerkraft zeugen aber auf keinen Fall von einem affektiven, vielmehr von einem selbstreflexiven Gestus. Indem die Objekte in den Bildern auf sinnliche und detailgetreue Art erkennbar werden, richten sich die Scheinwerfer der Bilder entschlossen auf ihre eigenen Produktionsprozesse: auf das Sehen, das Malen, das Zeigen selbst.

Wenn die Ordnungssysteme der Welt heute sowohl in Frage gestellt als auch aus den Fugen geraten sind, was lässt mich dann noch erkennen, wie die Dinge zusammenhalten? Durch die Inszenierungen der Dinge vor einem scheinbar entkoppelten Hintergrund entsteht in den Bildern etwas, was dem Display eines Museums nicht unähnlich ist. Man bekommt den Eindruck, dass die unsentimentale Gegenständlichkeit, die ausgestellte Fragilität und der rätselhafte Zusammenhalt ein Display bilden, das zugleich überwunden und bewahrt, also im wahrsten Sinne des Wortes "aufgehoben" werden soll. Da mag die Haut der Sternfrucht noch so glatt und die Leinwand noch so straff gespannt sein, letztlich hat jede Untiefe ihre Tiefe, und umgekehrt. Oder hat doch das Leben die Ecken der Leinwand abgeschliffen? Es geht um das Aufheben im mehrfachen Sinn.

Unbestechliche Selbstreflexion und inszenierte Rätselhaftigkeit werden im Bildraum einer Prüfung ausgesetzt. Etwas gleichzeitig zu bewahren und abzuschaffen ist in der Malerei durch das ewige Oszillieren zwischen Gegenständlichkeit und Abstraktion möglich. Die scheinbare Leichtigkeit von Katharina Schillings Malerei ist in diesem *horror vacui* des semiotischen Universums einzuordnen. Die Angst vor der Leere fragt: Muss ich mich den Erscheinungen aus mikroskopischer Nähe widmen, muss ich Namen nennen, um zu begreifen, oder erkenne ich aus der Ferne, in groben Zügen, mehr?

Mehr wovon? Auf kluge Art machen sich die Bilder die Tatsache zunutze, dass der Frage "Was ist ein Objekt" die Frage "Wer bin ich?" komplementär ist. Einem Versprechen gleich hängt nicht nur die formale Perfektion im Raum, sondern auch die Sehnsucht nach Friede und Schönheit. Der Glaube daran steht aber nicht nur in seiner übersteigerten Erreichbarkeit zur Disposition. Wenn der Friede unbestreitbar wird, kommt auch seine Kehrseite ins Spiel. Die Geschichte des unbeschädigten Lebens ist Teil der Geschichte der Explosion. Gewisse Objekte aus dieser Welt herauszusehen, sie vorerst aufzuheben, ohne sie gleich herauszuschleudern – damit ist man in einer Welt, in der wir Jungen, wie es heißt, nirgends mehr hin kommen können, gut aufgehoben.

Lina Leonore Morawetz, 2017